

RISS  
Zeitschrift für Psychoanalyse  
Freud – Lacan

Unterscheiden: Lacan / Freud

VISSIVO

RISS Zeitschrift für Psychoanalyse. Freud – Lacan

Nummer #85 (2017/1)  
Reihe ISSN 1019-1976  
Druckausgabe ISBN 978-3-03846-024-4  
ebook (pdf) ISBN 978-3-03846-026-8  
epub ISBN 978-3-03846-025-1

Herausgeber: Peter Widmer

Redaktion: Karl-Josef Pazzini, Johannes Binotto, Susanne Gottlob,  
Robert Langnickel, Insa Härtel

Korrektoren: Peter Märki, Martin Pawelkiwitz

Design / Grafik: Marc Philip Seidel, dreamis.ch

Beirat: Monique David-Ménard (Paris), Mladen Dolar (Ljubljana),  
Maire Jaanus (New York), Hans Saettele (Mexiko), Antonello  
Sciacchitano (Milano), Sam Weber (Paris), Slavoj Žižek  
(Ljubljana)

© 2017 Edition RISS [www.editionriss.com](http://www.editionriss.com)

© 2017 VISSIVO Verlag, CH-5400 Baden  
[verlag@vissivo.ch](mailto:verlag@vissivo.ch) – [www.vissivo.ch/verlag](http://www.vissivo.ch/verlag)

© 2017 Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

## Inhalt

<b>Editorial</b>	7
<b>Regula Schindler</b> Das Fenster zum Hof: Sinn, Unsinn, Ab-Sinn. Streiflichter auf die ternäre Verknüpfungslogik Lacans in ihrer Verbindung zur Deutung	9
<b>Claus-Dieter Rath</b> Einige Beziehungen zwischen Lacan'scher <i>jouissance</i> und Freud'scher <i>Lust</i>	22
<b>Christian Kläui</b> Freuds gewachsener Fels und Lacans Objekt <i>a</i>	40
<b>Marc Lévy</b> Ein Unterschied zwischen Freud und Lacan in der Frage des Endes einer Analyse	49
<b>Sandrine Aumercier</b> Das Nicht-Geschlechterverhältnis: ein Axiom?	53
<b>André Michels</b> Es gibt kein Geschlechtsverhältnis Das Paradox der Liebe	66
<b>Max Kleiner</b> Die Psychose bei Freud und Lacan	80
<b>Karl-Josef Pazzini</b> Es gibt: keinen Geschlechtsverkehr, aber Pornographie	98
<b>Buchbesprechungen</b>	
<b>Hans-Dieter Gondek</b> Dominik Finkelde: Exzessive Subjektivität	124

<b>Karl-Josef Pazzini</b> Robert Heim, Emilio Modena (Hg.): Jacques Lacan trifft Alfred Lorenzer. Über das Unbewusste und die Sprache, den Trieb und das Begehren	136
<b>Karl-Josef Pazzini</b> Jahrbuch der Psychoanalyse. Beiträge zur Theorie, Praxis und Geschichte 72, Themenschwerpunkt: Liebe	143
<b>Timo Storck</b> Eric L. Santner: Was vom König übrigblieb. Die zwei Körper des Volkes und die Endspiele der Souveränität	153
<b>Abstracts und Schlüsselwörter (d/f/e), Autoren</b>	160

## Jahrbuch der Psychoanalyse. Beiträge zur Theorie, Praxis und Geschichte 72, Themenschwerpunkt: Liebe

Karl-Josef Pazzini

Im Jahrbuch wird in verschiedenen Facetten und auf ganz unterschiedliche Art davon berichtet, dass Übertragung Analysand und Analytiker ergreift. Das wäre nichts Besonderes, wenn nicht von den unfreiwilligen Verhakungen berichtet würde. So z. B. wenn sich Analytiker auf einmal auf Plätzen wiederfinden, etwa dem des Voyeurs, auf denen die Sicherheit des Sitzplatzes bedroht, Wünsche entfesselt oder auch Ekel unüberwindlich wird.

Im Editorial wird gleich an Freuds Satz erinnert, der die Brisanz der Liebe und der fast äquivalenten Übertragung charakterisiert, wobei die Tatsache, dass die Übertragung nicht ganz der Liebe (außerhalb des Settings) gleich ist, auch beunruhigend sein kann, nicht unbedingt eine Milderung: «Man hat kein Anrecht, der in der analytischen Behandlung zutage tretenden Verliebtheit den Charakter einer «echten» Liebe abzustreiten.» (GW X, 317)

Zudem bediene sich der Widerstand der Liebe, die er nicht geschaffen habe, sondern vorfinde. Auch die Neuauflage alter Züge habe diese Liebe / Übertragung gemeinsam mit jeder Verliebtheit (ebd.). Wenn denn nun Übertragung in der Analyse – es gibt sie ja auch sonst – mit der Liebe äquivalent ist, natürlich auch mit der Kehrseite dem Hass, nur im Setting andere Arbeitsmöglichkeiten sich bieten, dann, so die Herausgeber, muss folgende Bemerkung Freuds hinzugezogen werden: «Niemand sind wir ungeschützter gegen das Leiden, als wenn wir lieben, niemals hilfloser unglücklich, als wenn wir das geliebte Objekt oder seine Liebe verloren haben.» (GW XIV, 441)

Diese Wucht werde gefürchtet, daraus entstehe Widerstand, der den analytischen Prozess gefährde, betonen die Herausgeber, Angelika Ebrecht-Laermann, Elfriede Löchel, Bernd Nissen und Johannes Picht.

Sebastian Krutzenbichler und Hans Esser zeichnen über 100 Jahre kollektive Abwehrstrategien gegen die Liebe / Übertragung in der Psychoanalyse nach. Sie beleuchten materialreich und polemisch die Auswirkungen in Theorie und Praxis, Ausbildungs- und Institutionengeschichte. Sie erinnern mit Haynal an den Briefwechsel zwischen Freud und Ferenczi, in dem die Übertragungsliebe auf unterschiedlichen Ebenen Spuren hinterlässt, nicht nur konstativ, wenn Freud schreibt, dass die Psychoanalyse eigentlich eine Heilung durch Liebe sei

(19), sondern geradezu performativ. Das Diskurstabu taucht selbst in der an Jean Laplanche gestellten Frage auf, warum denn im *Vokabular der Psychoanalyse* mit keinem Wort *Übertragungsliebe* erwähnt sei. Er antwortete darauf, dass dies kein Begriff der Metatheorie sei, vielmehr ein unspezifischer, in der «psychoanalytischen Beziehung erlebter Gefühlszustand». Das sei schon bei Freud nicht gut begründet, nur eine Intuition und eine gelebte Erfahrung, es bleibe damit die Gewissheit verbunden, dass es sich um Sexuelles handle (20). – Sie erinnern an die Arbeit Freuds mit Bertha Pappenheim, verstehen die Recherchen zu diesem Fall als Dokumentation dafür, «wie retraumatisierend und traumatisierend eine psychoanalytische Beziehung wirken kann» (21), zitieren aus einem Brief von Breuer an Forel, dass er gelernt habe, es sei für einen Arzt unmöglich sei, «einen solchen Fall zu behandeln, ohne dass seine Praxis und sein Privatleben vollkommen ruiniert werden» (21).

Etwas verkürzt, wenn auch vielleicht polemisch nötig, gehen sie lediglich denotativ auf das, was geschrieben steht, ein. Es sei damit zu rechnen, dass das Ungewohnte, auch Skandalöse der damals anfänglich konzeptionalisierten Übertragung nicht direkt einen Weg gefunden hat ins Schriftliche – aus Unvermögen, falscher oder taktischer Rücksicht. Bei genauer Lektüre ließen sich schon Unterschiede festmachen zwischen Briefen und Publikationen. Tatsächlich ändere das aber wenig daran, dass die nächsten Generationen in der Mehrzahl zu einem Normalverfahren der Behandlung zurückkehrten und damit die Überraschung, den Wagemut und das Erschrecken Freuds sich vom Leibe halten wollten. Aber auch das ist bei Freud angelegt. So gehen sie die Geschichte durch, stellen verschiedene Einschätzungen der Übertragungsliebe heraus und verneigen sich vor dem «französischen Esprit» der sechziger Jahre, namentlich u. a. vor Lacan, Leclaire, Mannoni, Anzieu, Bataille, Laplanche und Conrad Stein, unter anderem wegen der Thematisierung des «verführenden Anteils des Analytikers». Sie berichten über unterschiedliche Einschätzungen der Gegenübertragung. Eine Trennung von Übertragung und Gegenübertragung bleibt aber fast durchgehend erhalten. Vielleicht geht Grunert (1989) in der Untrennbarkeit beider Momente am weitesten. Die Verletzlichkeit des Analytikers durch die Liebe mache Yechezkiel Cohen deutlich. Es wird aber auch von der Tendenz einer Desexualisierung der Psychoanalyse, fast einer Pathologisierung der Übertragungsliebe berichtet. Für den im Auftrag der IPA erschienenen Band *On Freud's <Observations on Transference-Love>* (2001) schlagen die Autoren einen alternativen Titel vor: «Inspirationsfreier Grabgesang auf ein ungeliebtes Kuckuckskind der Psychoanalyse» (29). Der engagierte Lektürebericht führt weiter zu Jessica Benjamins Befreiung von verunreinigenden und bedrohlichen

Triebpotentialen, die als «Engelübertragung oder Die unbefleckte psychoanalytische Empfängnis» bezeichnet wird, was hinwiederum Katholiken ratlos machen könnte: Wer ist denn nun Anna, die Maria unbefleckt empfangen haben soll, im psychoanalytischen Setting?

Kernberg gehe schon sehr weit, aber auch er lande wieder bei dem Versuch, Übertragungsliebe von echter Liebe zu unterscheiden (31). Der Artikel ist ein Parforceritt, die Rezension erst recht. Wichtig festzuhalten bleibt noch, worauf Neyraud und Kristeva hinweisen: Es gebe beim Analytiker eine «Liebe vor dem ersten Blick», sein Begehren, der Begehrte zu sein, jemand, zu dem Analysanden kommen. Bion schließe da an, indem er die Bereitschaft des Analytikers wie einen Glaubensakt sehe (36). Psychoanalysieren, so der Schluss, hieße dann, «frei von Angst zu lieben und geliebt zu werden, im Bewusstsein sich als Verführer verführen zu lassen und damit der Verführte zu sein, der zugleich die alleinige Verantwortung für die Einhaltung des Abstinenzgebotes» trage (39).

«Gequält, benutzt, verhöhnt» fühlte sich während der Arbeit Gerd Schmithüsen. Waren es «getarnte Liebeswünsche»? Er wisse nicht, ob er sich auf die Arbeit eingelassen hätte, wenn er geahnt hätte, dass er sich «durch die gehetzt vorgetragene Schilderungen (von Besuchen bei Prostituierten, sadomasochistischen Handlungen, KJP) gefesselt [fand] und [sich] in eine voyeuristische Szenerie hineingezogen und zugleich auf Abstand gehalten [erlebte]» (50). Er schreibt über eine perverse Beziehungsgestaltung als Camouflage, die dazu diene, sich zurückzuziehen für den Fall, dass die Angst vor der Berührung zu groß werde. Dabei verschwinde allerdings das Objekt nicht, werde auch nicht ersetzt oder zerstört. Aus der ausführlichen Darstellung der Arbeit mit einem Analysanten leuchtet ein, dass es nur mit Unterstützung von Kollegen möglich sei, «die Fähigkeit des Analytikers, die Analyse auch mit diesen Patienten libidinös zu besetzen, trotz aller «Angriffe auf Verbindungen» (Bion 1959), trotz der Stagnation und des in die Stunden gebrachten Hasses, trotz quälender Stunden, Furchtlosigkeit und Stillstand, trotz einer pervertierten Beziehungsgestaltung seitens des Analysanden die Analyse fortzuführen» (71). – So radikal und sensibel diese Sichtweise ist, könnte die Frage gestellt werden, ob denn nicht Längeweile, Hass und Qual bei der Arbeit des Analytikers mit Unterstützung der Kollegen auch etwas von deren Leiden an der Normalität als Genuss wiedergibt.

Ursula Ostendorf versucht mit einem Rekurs auf Abrahams Schrift zur *Entwicklungsgeschichte der Libido* zu zeigen, wie die Liebe zu einem Objekt

von der Bewältigung der ödipalen Situation geprägt sei. Gerade so wird deutlich, dass bei Abraham darin allerlei nicht explizierte (aus damaliger Moral und der Biologie entlehene) Normen von Reife und vollwertiger Objektliebe und Angemessenheit herumgeisterten, die die Autorin zwar nicht explizit kritisiert, aber im Verlauf Ihres Schreibens in ihrer Geltung erfolgreich demontiert. So z. B. das Entwicklungsziel, die *vollwertige Objektliebe* zu erreichen, in der das Objekt nicht länger eine Funktion für den seelischen Zustand des Subjekts übernehme (75). Die Demontage beginnt mit Bezug auf Sibylle Lewitscharoff, *Pong redivivus* (2013). Die Erzählung hat Ostendorf als Variation über die Schrift von Abraham gelesen. Aus dieser Erzählung entnimmt sie zur näheren Kennzeichnung dessen, worum es ihr geht, den Ausdruck *Hohlform des Glücks* («sich in den schützenden Umrissen seiner selbst zu halten und dabei glücklich zu sein war ihm [Pong, KJP] nicht gegeben») (79). – Vielleicht zu weit hergeholt: Zusammengelesen mit dem Bezug auf Laplanches Verführungstheorie bei Schmithüsen, wäre dann der Analysand die Hohlform des Glücks des Analytikers. Überhaupt: Ostendorf und Schmithüsen kommentieren sich gegenseitig. – Mit Bezug auf Brittons *Ödipus und die depressive Position* (2001) wird die Triangulierung eher als dauernd zu wiederholendes Strukturmoment denn als Abschluss einer Phase, einer Reifung deutlich. Im dann folgenden, sehr liebevoll geschilderten Fallbeispiel wird eine Art Ungleichzeitigkeit der Bildungen der Analysandin im Zusammenspiel mit der Analytikerin deutlich, die sich gegenseitig verschieben. «Oft war mein Gefühl von ihrer überheblichen Abwehr ein-dimensional festgehalten und meine Zuflucht in theoretisches Verstehen verfehlte dann ihren emotionalen Zustand, in dem sie sich, abgetrennt von ihren klugen Gedanken, von einem brüchigen Schienennetz befand, das ihre schwierigen Gefühle nicht halten konnte» (85). *Abwehr* und *Zuflucht* könnte man im Satz tauschen, eine gewisse Äquivalenz haben auch *theoretisches Verstehen* und *kluge Gedanken*. Vielleicht wäre der Ausdruck *brüchiges Schienennetz* eine Beschreibung des Zustands der Übertragungsliebe.

Beim zweiten Fallbeispiel fällt auf, dass zu Beginn von einem unaufhörlichen inneren Drama geschrieben wird, das sich in Übertragung *und* Gegenübertragung (87) darstellt, und von dem gegen Ende mit Bindestrich von einer grundsätzlich veränderten *Übertragung-Gegenübertragungsbeziehung* (97) die Rede ist.

Ostendorf zeigt, dass Liebe und Liebesfähigkeit davon abhängen, ob es gelingt, die Differenz zwischen der inneren Erwartung an ein bestimmtes Objekt und dem tatsächlich Entgegenkommenden auszuhalten und an dieser Differenz in Richtung auf einen Gleichklang zu arbeiten.



Das führt unweigerlich zu neuen Differenzen. Vielleicht geht es in der Übertragungsliebe in der Kur ein wenig stärker noch als sonst darum, die Differenz selber als Relation zu besetzen, interessant zu finden, deren dauerndes Oszillieren zu genießen und dabei den Anderen wie sich selbst in einem nicht ganz beherrschbaren Raum-Zeit-Gefüge zu erleben.

Einleitend geht Franco De Masi in *Liebe und Perversion: eine unmögliche Verbindung* davon aus, dass das Böse und die sexuelle Perversion als Symptome Transgression und Sünde bedeuten. Diese ursprünglich negative Überzeugung aus einer nicht-wissenschaftlichen Haltung erscheint ihm als berechtigt, «wenn man sie auf die Beschaffenheit der Perversion selbst bezieht. Der Begriff der Sünde ist in der Perversion in der Tat von zentraler Bedeutung, denn er hebt die subjektive Wahrnehmung der transgressiven Handlung hervor, aus der Lust gewonnen wird» (103). De Masi scheint nicht zu bemerken, dass er mit dieser sicheren Überzeugung etwas vorführt, das er den perversen Individuen, wie er sie nennt, zuschreibt: Sie «befinden sich dennoch im Einklang mit ihrem Verhalten; das Fehlen eines intrapsychischen Konfliktes verhindert die Wahrnehmung eines Unbehagens» (104).

De Masi geht ferner davon aus, dass seit Ende des 19. Jahrhunderts Perversionen «keinen neuen Tatbestand darstellen und sich im Laufe der Zeit auch nicht verändert haben» (104). Auch scheint ihm im Gegensatz zu den anderen Autoren des Jahrbuchs klar zu sein, was eine Liebesbeziehung ist: Sie gehe einher mit «einem sexuellen Austausch» zwischen «reifen und gefestigten Partnern». Sexualität drängt dann «nicht zur sofortigen impulsiven Abfuhr», kann «aufgeschoben werden, bis die entsprechenden Bedingungen für eine intime Beziehung gegeben sind», und «geht aus dem Lustempfinden hervor, das dem Partner angeboten und von diesem für sich gesucht wird» (104). Wo die Vertragsverhandlungen stattfinden und möglichst schriftlich fixiert werden sollten, steht hier nicht geschrieben. Jedenfalls bestehe «[d]ie Liebesbeziehung aus einer harmonischen und ausgeglichenen Begegnung zwischen dem Streben nach einer persönlichen Befriedigung und dem altruistisch orientierten Gefühl der Aufmerksamkeit und des Respekts für das Lustempfinden des andern» (104). De Masi fällt es schwer, sich «eine Verschmelzung von Destruktivität und Liebe vorzustellen» (107). Ganz unzweifelhaft ist für ihn die Unterscheidung zwischen dem, was Perversion und was «normale Sexualität» sei. Solche Unterscheidungen sind eher veraltet katholisch denn psychoanalytisch. Er flüchtet zu normativen Unterscheidungen in diesem komplizierten Feld und geht nicht, wie

es einer psychoanalytischen Ethik angemessen wäre, an die konkreten Formulierungen des Zuviel an Leid heran. Seine Haltung hat den Vorteil, dass man immer schon weiß, was das Richtige sei. Wenn es, so De Masi, bei der Perversion um Ermächtigung und Kontrolle gehe, um die Gefahr, die vom lebendigen unberechenbaren Handeln ausgehe, könnte dies doch entgegen de Masis Überlegungen den Analytiker zu dem Versuch ermuntern, ohne die Gewissheit der Unterscheidungen und Ermächtigungen an das heranzugehen, was ihm auf seinem Lebenshintergrund als Zumutung erscheint, aber ohne diesen normativ vorweg zu setzen. Originell immerhin ist De Masis Feststellung, dass das «Böse eine Form ›psychischen Orgasmus‹ herbeiführt, der dem Individuum erlaubt, ohne jedes Bewusstsein und jede Verantwortung zu handeln» (111). Dieser Abstraktionsprozess, das sieht De Masi auf seinem Hintergrund natürlich nicht, ist offenbar nicht nur in individuellen Entwicklungen begründet, sondern ist verwandt mit mathematischen Abstraktionsprozessen und denen der Warenabstraktion im Kapitalprozess, der, wie schon Marx betonte, von der Struktur der Perversion ist. Stattdessen verkommt bei De Masi psychoanalytische Arbeit zu einem pädagogischen Prozess, denn sie helfe den Patienten, «zwischen den gesunden und den zu entfaltenden Anteilen und den sexualisierten Anteilen unterscheiden zu lernen, die gehalten und umgeformt werden müssen» (116). Die Psychoanalyse müsse den Patienten «der Macht dieser pathologischen Organisation [ ] entziehen» (120). Erschwerend kommt hinzu: «Es besteht überhaupt nicht die Möglichkeit einer Verschmelzung von Liebe und Perversion.» (121) Die Lösung ist merkwürdigerweise «eine reale Abhängigkeit von der Figur des Psychoanalytikers als belebendes und bereicherndes Objekt» (121).

Rosine Jozef Perelberg stellt die Skizze einer theoretischen Einordnung ihrem Beitrag *Liebe und Melancholie in der Analyse von Frauen* voran und stellt die Frage, ob es in der Analyse auf das Geschlecht des «Patienten-Analytiker-Paares» ankomme. Nach einem kurzen Überblick darüber, wie Freud, Klein, Winnicott und andere die frühe Mutter-Kind-Beziehung bzw. Mutter-Tochter-Beziehung konzipieren, folgt eine Fallstudie. Darin wird auf spannende Weise deutlich, wie es zu einer intensiven Verschränkung von Raumzeit und handelnden Personen kommt: der Innenraum der Behandlung (auch der, in dem die Behandlung stattfindet), der Innenraum der Körper, der beiden Körper, der referierten Körper, z. B. der Körper der Mutter der Analysantin, in denen sich Gegenwart und Vergangenheit begegnen, eine eigenartige Raumzeit, die nachträglich genauer inspiziert wird. Die Autorin zeigt: Es werden in der Analyse Gefäße konstruiert, die immer in Gefahr sind, wieder zu zerbrechen. Dies alles

sei Voraussetzung, den Schmerz in einer anderen Weise als in der traumatisierenden Originalsituation zu erfahren und zu betrauern. Es gehe um verbotene, verlorene, nie vorhandene Objekte. Der Körper der Analysantin bekomme allmählich eine andere Struktur. Der Beitrag und die eingebauten Interpretationen lassen sich wie die Beschreibung der Vielfältigkeit der Übertragung lesen. Es wird etwas geschaffen zwischen, in und über die Beteiligten hinaus, das trägt, ein Sammelbecken ist, Zeiten überwölbt, aus dem etwas wieder entfernt werden kann, sich entfernt oder gar «Überbleibsel aus einem tödlichen Kampf» (134) enthält. Am Ende bleibe «ein Kampf mit einem melancholischen Kern, der sich nicht bearbeiten lässt» (135), genauer zu untersuchen. «Diese Patientinnen versuchen durch scheinbaren Sadismus und Grausamkeit ihren Objekten und ihrer Analyse gegenüber, wie auch gegenüber ihrem eigenen Körper und gegenüber dem Analytiker, das Objekt, das niemals besessen wurde, wiederzuerlangen.» (135) Hier liegt der entscheidende Knotenpunkt: Ein nie vorhandenes Objekt wird sozusagen erfunden, internalisiert und führt zu einer genussvollen Melancholie, die näher mit dem Lacan'schen Begriff der *jouissance* (Genuss) entfaltet wird. Das Leiden erhalte die Gegenwart des fiktiven Objekts (Green). In der Strapaze der Analyse wird die Differenzierung körperlicher und sensorischer Wahrnehmungen, unerträglicher Gefühle, Wiederholungen allmählich differenziert in der Nachträglichkeit, die gerade in diesem Fall sehr treffend französisch mit *après coup* bezeichnet wird, einem Schlag, der dem ersten Schlag, dem Urschlag folgt und ahnen lässt, welche Gewalten in einer Analyse bezähmt werden wollen. Auf der Couch «gibt es eine Verwirrung zwischen lebensspendender Versorgung, sexueller Erregung und Tod» (136, hervorgehoben im Original). Ein theoretisch versierter, anregender Beitrag, der auch in der Auswahl der theoretischen Referenzen mit Klinik gefüllt ist.

Der thematische Schwerpunkt *Liebe* wird glücklich ergänzt durch die Karl-Abraham-Vorlesung von Dominique Scarfone *Die Übertragung und die Realität der Botschaft*. Er ist vielleicht der zentrale Beitrag des Buches. Scarfone eröffnet mit Freud als Motto: «Wer wie ich die bösen Dämonen, die unvollkommen gebändigt in einer menschlichen Brust wohnen, aufweckt, um sie zu bekämpfen, muss darauf gefasst sein, dass er in diesem Ringen selbst nicht unbeschädigt bleibt.» (GW V, 272) Diesen Dämonen gehe es nicht darum, wie im Theater vorgestellt zu werden, sondern sie wollten sich persönlich vorstellen. Sie dürsteten nach Handlungen (148), und das sei nicht nur in extremen Formen der Übertragung wirksam, sondern trete in den anderen lediglich als

«flüchtige und scheue Erscheinungsform» auf und führe prinzipiell in eine unvorhersehbare Lage, an die Grenzen dessen, was noch analysiert werden könne. Übertragungen sieht Scarfone eher in der Nähe des Handelns: «Selbst wenn sie sich in Worten manifestieren, sind sie etwas, das ein Patient faktisch *tut*.» (148) Die Überlegungen gehen aus der Klinik hervor; theoretische Bezüge findet er immer wieder bei Freud, bei Jean Laplanche, der seltsamerweise im Literaturverzeichnis als Einziger nicht vorkommt, und deutlich auch bei Lacan. Er wehrt sich entschieden dagegen, die Übertragung als eine Form von Projektion zu betrachten, und greift Laplanches Auffassung auf, «die Übertragung werde in Wirklichkeit durch den Analytiker *provoziert*» (152). «Der Begriff *provoziert* ist dabei wichtig, weil er zugleich weniger bezeichnet als *geschaffen* oder *aufgelegt* und mehr als nur *ausgelöst*» (152). Er greift zurück auf Freuds *Entwurf*, in dem Freud die Verbindung zwischen dem *Wahrnehmungskomplex* (1895) und dem Konzept der Verdrängung als einem Scheitern der Übersetzung, nämlich der Dingseite des Nebenmenschen, herstellt. Hier kann er dann anknüpfen mit Laplanches Verführungstheorie, nach der das *Sexuale* etwas sei, das aktiv, unbewusst zwischen Erwachsenen und Säuglingen eingreife und später als ein Geräusch, rätselhaftes Störung immer wieder auftauche. – Etwas befremdlich und damit unharmonisch an den Ausführungen Scarfones ist die Folie einer die Bindung zwischen Kindern und Erwachsenen ausrichtenden Harmonievorstellung.

Ist schon die Einnahme des symbolischen Platzes des Analytikers eine Provokation, ist zu überlegen, wie es dann um die Verantwortung des Analytikers bestellt ist (157f). Eines stehe fest: Die Übertragung zu handhaben sei nicht einfach ein technisches Problem, dessen Lösung zur Klarheit führe, sondern trotz aller Kenntnis münde es immer wieder in einer *Übertragungskrise*; dies sei ein Ausdruck, den er dem der Übertragungsneurose vorziehe (158). Er spricht in Anlehnung an Michel de M'Uzan (1994) metaphorisch von einer *Chimäre*, die aus der Begegnung der unbewussten Vorgänge am Patienten und Analytiker hervorgehe (159). Dieses neue Wesen habe ein Eigenleben und entfalte eine Eigenentwicklung im Fortgang der Analyse. Das erinnert an Lacans Aussage, die Übertragung sei etwas, das Analytiker und Analysant umgreift. Er möchte mit der *Chimäre* dem Umstand Rechnung tragen, dass in der Analyse etwas geschieht, das anders ist als in anderen Übertragungssituationen, etwa zwischen Lehrer und Schüler, Führer und Anhänger, Priester und Gläubigen, Chef und Angestellten. Hierin erlange der Analytiker die Erfahrung, dezentriert zu sein und gleichzeitig dennoch «tatsächlich in der Präsenz einer Andersartigkeit zu arbeiten, die weder dem einen noch dem anderen Teil dieser Dyade zuzurechnen ist» (159). Er sei damit auch für etwas verantwortlich, das nicht voll und

ganz auf sein persönliches Handeln zurückzuführen sei. Hier ist es leider nicht möglich, in extenso auf das klinische Material einzugehen, von dem ich nur behaupten kann, dass es spürbar der Ausgangspunkt des Theoretisierens ist. Nur so viel: «Wenn wir behaupten, dass Idas [der «Name» der Analysandin, KJP] wahnhaftige Übertragungen wie jede andere Übertragung durch den Analytiker provoziert wurden, dann wohl deshalb, weil sie die wohlwollende Botschaft des Analytikers, sie zur Therapie anzunehmen, auf einer Realitätsebene aufgriff, die üblicherweise nicht zu erwarten ist. Mit anderen Worten: Ihr Wahn resultierte aus dem Umstand, dass sie diese Botschaft aufnahm und in einer Weise verarbeitete, die sich von der eines Neurotikers unterschied. Die Übersetzung ging hier wörtlicher vonstatten, und was *Liebe* hieß, wurde nicht differenziert. Sie unterlag nicht der Zielgehemmtheit, die das Schicksal von weniger leidenschaftlichen Formen der Übertragung ist.» (166) Er sagt über sie, dass sie dem Realen allzu nahe gewesen sei. Seine Ausführungen enden mit dem Hinweis, dass die «Realitätsprüfung als Liebesgeschichte» zu betrachten sei (168).

Auch die beiden anderen Beiträge, die nicht zum engeren Themenbereich *Liebe* gehören, erweitern und vertiefen das Hauptthema.

Ulrike May schreibt über das Auftauchen eines Begriffs von *narzisstischer Identifizierung* bei Karl Landauer. Ab 1914 wandere dieser unter Beteiligung von Victor Tausch in eine Vorarbeit Freuds zu *Trauer und Melancholie* (1915) ein. Ohne die genauen und lehrreichen Nachzeichnungen der weiteren Entwicklung des Begriffs hier auch nur annäherungsweise wiedergeben zu können, ist zu erwähnen, dass Freud und seine Mitdenker mit diesem Begriff an die Grenzen der eingeübten Epistemologie kommen: Der Objektbegriff wird unscharf und mit ihm das handelnde Individuum. Wie schwer es fiel und (immer noch) fällt, die Verschränkung von Subjekt und Objekt zu denken, wenn diese als Entitäten aufgefasst werden, kann man an der akribischen Rekonstruktion der Begriffsgenese bei Ulrike May nachlesen. Genau diese präzise Unschärfe habe mit der Konzeption der Liebe / Übertragung begonnen. Freud brauche dafür Worte wie *umbilden, nicht auflassen, überstark erhalten bleiben, besetzen, aufheben, Identifizierung als Ausdruck der Verliebtheit* (195). May zeichnet nach, wie der Begriff in Briefwechseln, verdichteten Manuskripten von einem zu anderen weitergereicht und entwickelt, aber auch mit Unverständnis quittiert wurde. Eine beneidenswerte Form der Auseinander- und Zusammensetzung.

Der Beitrag zur Theorie der Psychoanalyse stammt von Dietmut Niedecken und handelt von *Feld und Szene*. Im Grunde wird hier die Thematik auch der Übertragungsliebe aufgegriffen: die Frage nach der Abgrenzbarkeit und der

Raumzeit um die Individuen herum. Niedecken fragt nach der Zurechenbarkeit des Unbewussten, ob es ein individuelles Unbewusstes gebe. Mit Jung könnte man die Frage schnell beantworten. Sie geht aber einen anderen Weg über Merleau-Ponty und Lorenzer, die die Begriffe Feld und Szene theoretisch nutzen. Diese Überlegungen werden notwendig, weil der Andere immer konstitutiv an der Genese des (individuellen) Subjekts beteiligt sei. – In der Tradition der Philosophie und des Marxismus gibt es z. B. auch ein plurales Subjekt. – Es läge nahe, vom sprachlichen Denken her «Subjekt und Individuum miteinander zu identifizieren» (211). Aber kommt nicht gerade über die Sprache der Andere ins Spiel? Niedecken geht den Weg über das Spiegelstadium Lacans und entdeckt darin eine Gemeinsamkeit mit Lorenzers Verständnis der Szene, der konstruierten Individualität und dem Bezug auf den Anderen eher über die individuell-körperliche Einheit. Von daher kommt sie zur Formulierung: «Anstelle des Subjekts-im-Individuum scheint es also angemessener, ein Subjekt-in-Szene anzunehmen.» (212) Sie gründet ihre weiteren Überlegungen auf Freuds Begriff der Urphantasie, entstanden in der Auseinandersetzung mit Jung, einer Phantasie, die, bei Jung und Freud jeweils anders akzentuiert wird, das Individuum in Raum und Zeit übergreift. Sie weist auf weitere Ansätze hin, die fast in Vergessenheit geraten seien, wie von Wolfgang Hochheimer (1952) und Andrew Samuels (1983), und neben Bion auf Lacan, denen die Problematik der Nicht-Identität von Individuum und Subjekt aufgefallen sei. Auf der Basis einer eingehenden Lektüre von Lorenzer und Merleau-Ponty schlägt sie als einen weiteren Schritt gegen die «individualistische Starre» (Lorenzer) die Konzepte von Feld und Szene vor: «Der Begriff des Feldes bezieht sich auf das je aktuelle Gesamt der Verwobenheit des Individuums mit seiner Welt. Der Begriff der Szene ist demgegenüber auf die sinnliche Konkretion eines Geschehens bezogen.» (225) Der Beitrag zielt auf die «Aufhebung der Subjekt-Objekt-, Geist-Körper-Spaltung» (234).

An Lacanleser gerichtet: Es lohnt sich, diese Überlegungen mit Lacan'schen Theoremen zu verbinden, insbesondere in einer Weiterführung des Enzyklopädiebeitrages *Die Familie* (1966) oder des *Gefangenensophismas* («Die logische Zeit und die Assertion der antizipierten Gewißheit. – Ein neues Sophisma» (1945, dt. 1980) auf dem Differenzierungsniveau der späten Seminare.

*Jahrbuch der Psychoanalyse 72: Beiträge zur Theorie, Praxis und Geschichte. Liebe*, herausgegeben von Angelika Ebrecht-Laermann, Elfriede Löchel, Bernd Nissen, Johannes Picht u. a. Stuttgart – Bad Cannstatt: frommann-holzboog 2016, 248 Seiten, EUR 56.50.